

AL BURIAN SÄMTLICHE NIEDERLAGEN

Roman

Vom Verfasser autorisierte
Übersetzung von Jörn Morisse



Al Burian, 1971 in New Hampshire, USA
geboren. Er ist in North Carolina aufgewachsen
und wohnte in Oregon, Rhode Island und Illinois.
Er ist Autor, Musiker und Comic- Zeichner.
1994 begann er das Fanzine »Burn Collector«
herauszugeben. In den USA erschienen bisher
zwei Bücher (»Burn Collector«, 2000 und »Natural
Disaster«, 2007). Er lebt seit 2009 in Berlin.

1. Auflage 2013

© Ventil Verlag KG, Mainz, August 2013

Lektorat: Sonja Vogel

Layout und Satz: Oliver Schmitt

Druck: fgb, Freiburg

ISBN: 978-3-931555-31-3

Abdruck, auch in Auszügen, nur mit ausdrücklicher
Erlaubnis des Verlages. Alle Rechte vorbehalten.

Ventil Verlag

Boppstraße 25, 55118 Mainz

www.ventil-verlag.de



Walla Walla, Herbst 1980

Meinen ersten Moment politischer Erkenntnis

hatte ich zu Hause vor dem Fernseher bei der Übertragung einer Wahlkampfdebatte zwischen Präsident Jimmy Carter und seinem Herausforderer Ronald Reagan. Ich war gerade mal acht Jahre alt, die rhetorische Figur der Metapher war mir unbekannt und so nahm ich Reagan wörtlich, als er über die Sozialschmarotzer, die auf Kosten der hart arbeitenden, anständigen Amerikaner lebten, sagte: »Manchmal muss man einem ungezogenen Kind das Taschengeld wegnehmen.« Von da an hasste ich Reagan. Und im Nachhinein kann ich ihm dafür nur dankbar sein. Ronald Reagan hat mein Weltbild geprägt und insgesamt mehr für die amerikanische Subkultur getan als jede andere öffentliche Person der vergangenen hundert Jahre. Man konnte sich seinem Charisma nicht entziehen – er polarisierte so sehr, dass wirklich jeder gezwungen war, Stellung zu beziehen und seine Position leidenschaftlich zu verteidigen. Er war ein Fanatiker, und er erzeugte Fanatiker.

Ich erinnere mich, wie ich zusammen mit meinem Vater die Live-Übertragung von Reagans Amtseinführung in unserem Wohnzimmer schaute. Vier Jahre zuvor, erzählte mein Vater, war Jimmy Carter bei seiner Amtseinführung zu Fuß zum Weißen Haus gelaufen, als Zeichen dafür, dass er auf derselben Erde wandelte wie wir. Anfang der Achtziger waren Limousinen wieder angesagt und Reagan feierte dieses anbrechende

Zeitalter des grotesken Hyper-Konsums mit einer Konfetti-Orgie und übertriebenem Benzinverbrauch. Die Straßenverkäufer machten ein Vermögen mit Papp-Fernrohren, die dem Publikum einen Blick auf eine kurze Episode der Geschichte und den neuen großen Mann ermöglichen sollten. Auf dem Fernsehschirm war Reagan nur ein kleiner Punkt, der, flankiert von einer Motorradkolonne, durch ein Meer aus hochgereckten Fernrohren fuhr, den einen Arm entspannt auf und ab schwingend, das Volk in seinem Bann.

Ich bin im Bundesstaat Washington aufgewachsen, in einer ziemlich durchschnittlichen, langweiligen Mittelstadt an der Grenze zu Oregon. Der Ort ist vor allem für seinen komischen Namen bekannt. Walla Walla hat keine einzige bedeutende Band hervorgebracht und es regnet an 300 Tagen im Jahr.

Wir wohnten damals in diesem merkwürdigen Häuschen in der Sumach Street. Ich kann nicht genau beschreiben, warum mir das kleine Haus so seltsam vorkam, aber alles war von einer drückenden Melancholie durchdrungen, die aus den Wänden zu sickern schien. Selbst wenn ich heute dort vorbeigehe, wird mir noch schwindlig, geradeso als wäre keine Zeit vergangen, die Realität nur ein Traum gewesen, aus dem man jeden Moment erwachen könnte. Und plötzlich liegt man wieder in seinem Kinderzimmer und blinzelt in die Morgensonne, muss sein Leben noch einmal von Neuem beginnen, wie ein kleiner Sisyphos, gezwungen, den Felsblock wieder und wieder durch die von Gartenzweigen und Schrottautos gesäumte Sumach Street zu schieben.

Unser Haus war wie aus der Zeit gefallen, das konnte man schon damals spüren. Die verwitterte, gelbliche Fassade ging nahtlos in das Braun des toten Grases im Vorgarten über, wie auf einem vergilbten Foto; ein langsam korrodierender Schnappschuss, dessen verblichene gelbstichige Farbe die Häuserwände, den Rasen und die Gesichter der Bewohner kränklich erscheinen ließ. Der Anblick meines Vaters, wie er sich aus

dem Haus schleppte, um trübsinnig auf der kärglichen Veranda zu sitzen und in den kleinen Vorgarten zu starren, konnte diesen Eindruck nicht wesentlich korrigieren. Meine Mutter war nach 15 Jahren Ehe ausgezogen und er hatte sich nun komplett in einen schlampigen Junggesellen zurückverwandelt. Er, der weltoffen war, mehrere Sprachen fließend beherrschte und Literaturwissenschaft am Whitman College unterrichtete, verbrachte die meiste Zeit unrasiert und in Unterwäsche zu Hause vor dem Fernseher. Ich wäre nicht erstaunt, würde ich erfahren, dass er so zur Arbeit gegangen wäre und seine Vorlesungen im Unterhemd gehalten hätte. Es waren schwierige Zeiten. Offensichtlich fühlte mein Vater sich wegen der Scheidung schuldig und da er ein Mann des Intellekts war, der sich schon lange von seiner eigenen religiösen Erziehung emanzipiert hatte, versuchte er, statt Rosenkränze zu beten, durch den exzessiven Konsum von Fischstäbchen und Kartoffelpuffern Buße zu tun. Ich habe damals genug Kartoffelpuffer gegessen, um die Wirtschaft mehrerer Kartoffeln anbauender Bundesstaaten bis weit ins 21. Jahrhundert anzukurbeln.

Es ist nicht schwer, sich die Trostlosigkeit vorzustellen, die meinen Vater überkommen haben muss, wenn er von seinem Teller mit Tiefkühlgerichten über die Steppe der schmutzigen Tischdecke zu seinem Sohn hinüber blickte, der, vollkommen in sich gekehrt, sich hinter seine strubbelige Heranwachsenden-Frisur zurückgezogen hatte. Draußen auf der Straße, jenseits dieser deprimierenden Küchenszene, probierten die Nachbarn im Nieselregen ihre neuen Autohupen aus, drehten ihre Anlagen auf, schienen unheimlich viel Spaß dabei zu haben. So toll war das Junggesellenleben wohl doch nicht, dämmerte es meinem Vater.

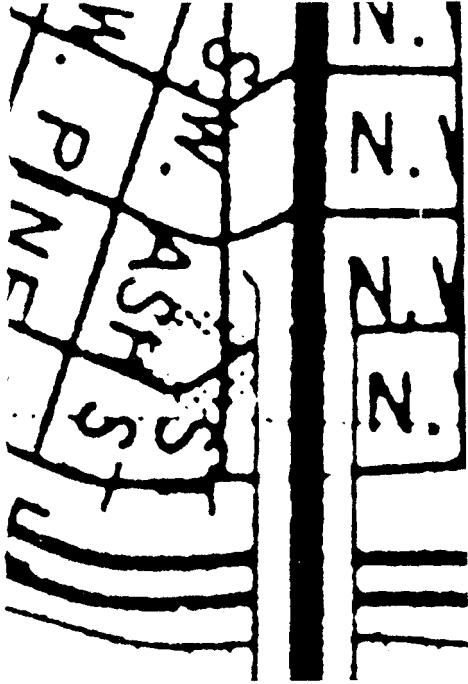
Was uns verband und durch diese bedrückende Zeit führte, war unser Hass auf Ronald Reagan. In diesem Punkt herrschte Einigkeit zwischen Vater und Sohn. Und da die Verjährungsfrist für Landesverrat mittlerweile eingetreten ist, kann ich hier und

heute öffentlich gestehen, der erste Mensch in den USA gewesen zu sein, der applaudierte, als uns unsere Lehrerin in der dritten Klasse unter heftigem Schluchzen mitteilte, dass ein Psychopath namens John Hinckley auf den Präsidenten geschossen hatte. An diesem Tag durften wir früher nach Hause gehen, mein Vater holte mich ab und wir hörten die Nachrichten im Autoradio. Ich grinste schadenfroh, als die Kommentatoren in ernstem Tonfall den Ein- und Austrittspunkt der Kugel erläuterten.

»Hihhi«, kicherte ich.

»Eigentlich gibt es keinen Grund, sich zu freuen«, sagte mein Vater. »Wenn Reagan stirbt, wird er zum Märtyrer. Und Vizepräsident George Bush zum Präsidenten. Der ist noch schlimmer. Bush als Präsident? Eigentlich unvorstellbar.«

Doch ich saß auf dem Beifahrersitz und diese albtraumhaften Zukunftsvisionen bekümmerten mich wenig. Mein Taschengeld war sicher. Das war das Wichtigste.



Portland, Herbst 1996
Young Hearts be Free Tonight

I

In Portland, Oregon, beginnt es zu dämmern.

Andrew, Bill und ich schlendern an den Überresten des Saturday Markets unten am Fluss vorbei. Wir beobachten ein paar Skateboarder, wie sie mit ihren Brettern unterm Arm in einer Seitenstraße verschwinden, um wer-weiß-was anzustellen. »Die Jugend von heute«, sage ich kopfschüttelnd. Ich liebe es, solche Sachen zu sagen; dabei fühle ich mich erwachsen, was mir noch immer neu und ungewöhnlich vorkommt, so wie Klebstoff schnüffeln beim ersten Mal berauschend wirkt und erst nach langjährigem Konsum zu Migräne und Hirnschäden führt. Es sind nur noch wenige Tage bis zur Präsidentschaftswahl. Bill hat schon Briefwahl gemacht und den Stimmzettel »auf der Toilette zwischen zwei LSD-Trips« ausgefüllt. Die meisten meiner Freunde werden sich dazu nicht aufraffen können. Die Meinungsumfragen prognostizieren ein Rekordtief bei der Wahlbeteiligung. Man kann sich gut vorstellen, wie das Land in den Faschismus abdriftet. Wen kümmert's? Ganz bestimmt nicht diese Skater in ihren Gangster-Outfits oder die an Schnullern nuckelnden Rave-Kids, die als Teil ihres Fashion-Statements Kleingeld schnorren.

Irgendwann wird Charlton Heston zum Präsidenten gewählt, und dann werden Leute wie ich ganz schnell von der Bildfläche verschwunden sein.

Andrew ist ähnlicher Meinung. »Schau uns doch an«, sagt er. »Wir sind faule Äpfel. Wegen Typen wie uns haben Eltern Angst, wenn sich ihre Kinder unbeaufsichtigt in der Stadt herumtreiben.«

Das macht mich nachdenklich. Ich fühle mich immer unwohl, wenn mir vor Augen geführt wird, dass ich als zwielichtiges Element wahrgenommen werden könnte. Bill allerdings widerspricht Andrews These vehement: »AUF KEINEN FALL sind wir der Albtraum ihrer Eltern! Wir sind doch ganz anständig, kommen aus der bürgerlichen Mittelschicht; wir haben alle unseren College-Abschluss gemacht! WIR KÖNNTEN JEDERZEIT ARBEIT FINDEN, WENN WIR WOLLTEN!«

Darüber lachen wir uns eine Weile kaputt. Dann stelle ich mir ernsthaft vor, wie es wäre, einfach in eins von diesen Kaufhäusern in der Innenstadt zu gehen und nach einem Job zu fragen. Ich persönlich würde ja heulen, wenn ich morgen mit einem Arbeitsvertrag von Meier & Frank aufwachte. Aber es stimmt, wir alle bekämen wahrscheinlich sofort einen Job. Ich habe eine ganz normale Frisur, kurz und praktisch, aber auch nicht zu spießig; damit kann man zu einem Vorstellungsgespräch gehen und würde auch auf einem Punk-Konzert nicht unangenehm auffallen. Alle meine Freunde sind sich einig in ihrer Verachtung für die Vokuhila, die universell verbreitete Frisur der Prolls und Unkultivierten. Aber hat diese Abneigung im Grunde nicht schon einen ziemlich unangenehmen Subtext, reduziert sich die Kritik nicht eigentlich auf »Was für einen Job kann man mit so einem Haarschnitt schon bekommen?« In meiner WG wurde sich früher immer über einen Mitbewohner lustig gemacht und der Hauptvorwurf, an den ich mich besonders erinnere, war: »Er ist am Hals tätowiert. Wisst ihr, was das heißt? Dass er immer draußen arbeiten muss.« Ich selbst werde

immer drinnen arbeiten können. Ich rasiere mich regelmäßig, versuche den Eindruck der Beschäftigungsfähigkeit aufrecht zu erhalten und gleichzeitig und mit demselben Kraftaufwand vermeide ich es, arbeiten zu gehen.

»In Amerika arbeitslos zu sein, ist eine Schande«, hieß es in einem Film, den ich neulich gesehen habe. »Arbeitslosigkeit in Paris dagegen gilt als noble Haltung.« Der Film spielte im oft verkörperten Paris der Zwanziger, in einer Zeit, auf die sich meine Generation gerne beruft, wenn es darum geht, die eigene Faulheit mit einem ideologischen Überbau zu versehen. Portland hat etwas Europäisches, vielleicht ist das gewollt, mit den vielen Brücken und den Buden auf dem Saturday Market, wo Leute in mittelalterlichen Kostümen selbstgemachte Patchouli-Seife verkaufen. Na und? Welche Stadt würde nicht das Paris der Zwanziger sein wollen?

Andrew stimmt mit meiner Theorie von Portlands gezielter Bohemianisierung überein, und er muss es wissen, denn er hat Insider-Informationen. Seine Mitarbeit bei einem NBC-Fernsehfilm neulich hat ihn mit der fremden und mysteriösen Geschäftswelt downtown in Kontakt gebracht, diesem amorphen Gebilde, das sich »das neue Portland« nennt. »Jeder muss sich damit auseinandersetzen. Die Frage steht über allem«, sagt er. »Bist du Teil des neuen Portlands oder nicht?«

Die wiederbelebte Wirtschaft lässt die neu entstandene Mittelschicht ihre Kaufkraft zeigen, beschwipst vom schnellen Wachstum. Die Einwohnerzahl ist in den letzten Jahren von 300.000 auf 500.000 gestiegen, so steht es in der Zeitung. Das neue Portland fühlt sich weniger wie eine Stadt an, eher wie ein neu gegründeter Staat.

Wir kommen an einem Restaurant vorbei, das an diesem Abend seine Eröffnung feiert. Der Laden ist gerammelt voll mit gut angezogenen Mittdreißigern, keinen von ihnen habe ich jemals zuvor gesehen, aber sie scheinen sich alle zu kennen und wissen, dass dies der Ort ist, an dem man heute Abend

sein, wo man sich auf ein paar Drinks verabreden muss, sehen und gesehen werden, genau wie es in der aktuellen Ausgabe der Willamette Week heißt. Ich presse mein Gesicht an die Fensterscheibe und ziehe Grimassen, um den Gästen die Laune zu verderben. Aber natürlich hätte man mir genauso gut dabei zusehen können, wie ich mit anderen derangierten Mittzwanzigern in meinem eigenen kleinen Kultur-Ghetto auf der anderen Seite des Flusses Sehen-und-gesehen-werden spiele, in einem Laden wie dem Montage zum Beispiel.

Im Kontrast zum ausgelassenen Treiben liegt mitten zwischen diesen beiden Restaurants, im geographischen Zentrum der Stadt, eine trostlose, überwucherte Brachfläche, eine tote Zone, durchzogen von Bahngleisen und Obdachlosenlagern. Von der Burnside Bridge, die geradewegs über die Brache führt, hat man einen guten Überblick über die verschiedenen Stadien der Gentrifizierung und die Stadtverschönerungsmaßnahmen, die von hier aus um sich greifen, um Portland zu einer der laut Money Magazine zehn lebenswertesten Städte des 21. Jahrhunderts werden zu lassen. Das neu gebaute, rund um die Uhr von Scheinwerfern angestrahlte Convention Center möchte das Wahrzeichen dieser Vision sein; die bizarren, funktionslosen Doppeltürme sollen für das neue Portland stehen. Die alte Steel Bridge befindet sich genau gegenüber, verfallen und dunkel, ihre Schattenlinie das Symbol einer Zeit, als Portland noch von Industrie und Stahl geprägt war, eine Arbeiterstadt, zusammengehalten von Rost und Schweiß. Die Türme des Convention Centers, das in der hoffnungsvollen Erwartung auf ein neues Jahrtausend illuminiert ist, ahmen in ihrer Form die zwei Brückenbögen nach und man fragt sich: Auf welcher Seite stehe ich?

Portland ist eine seltsame Stadt und wir leben in einer seltsamen Zeit. Ich würde gern wissen, was aus uns dreien wird, die wir in diesem Moment unzertrennlich sind, aber bald schon in alle Himmelsrichtungen verstreut sein werden.

»Es ist wichtig, dass man eine Vorstellung von sich selbst in zehn Jahren hat«, sagt Andrew. »Manche Leute sagen, dass sie nicht mal wissen, wo sie in drei Monaten sein werden. Das ist auch okay, aber eigentlich muss man sich an die Leute halten, die wissen, was sie erreichen wollen, egal, wie unrealistisch oder weit hergeholt ihre Ziele sind.«

Na toll, denke ich. Wo werde ich in drei Monaten sein? Und: Werden wir uns in zehn Jahren überhaupt noch wiedererkennen?

Vielleicht ist es jetzt Zeit abzuhaufen. Es ist deprimierend, downtown rumzulaufen und zu sehen, wie viel sich verändert hat, seit ich das erste Mal in der, damals noch heruntergekommenen, Innenstadt von Portland war. Dauernd wird irgendwas renoviert und ich erkenne die Stadt immer weniger wieder. Dass ständig neue Leute hierherziehen ist das eine, aber die sichtbare Transformation der Stadt und die Erkenntnis, dass ich in zehn Jahren in einer vollkommen anderen Umgebung leben werde, sind unerträglich. Kapitalistische Wirtschaftsinteressen sind starke Kräfte der Entfremdung. Oder bin ich morbide, nur zufrieden, wenn eine Stadt im Sterben liegt?

Wir betreten einen Safeway-Supermarkt, während ich versuche, Andrew dieses Gefühl der Entfremdung zu erklären. Er bleibt plötzlich vor einem Turm aus Select-Grape-Soda-Dosen stehen und zeigt ehrfürchtig drauf, als liege dort die Antwort auf all meine Fragen. »Es gibt diese ganze kommerzielle Infrastruktur, die uns unterhalten und ablenken, die künstliche Konsumbedürfnisse wecken soll«, sagt er. »Wenn wir aber einfach Spaß daran haben, im Supermarkt zu sein, ohne etwas zu kaufen, und uns nur den verrückten Quatsch reinziehen, den es hier gibt, haben wir das System überwunden. Es kostet nichts, hier drin abzuhängen, und wir können das so lange machen, wie wir Lust haben!«

Also bleiben wir noch eine Weile im Safeway und überwinden das System.